

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 18.

Dienstag, den 21. Oktober.

1924.

### Das Schwert von Thule.

(17. Fortsetzung.)

Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Ob sie wohl wußten, wo sie war? Aber dann hätte doch jemand einmal nach ihr gefragt. Oder ob sie meinten, daß sie tot sei?

Ob Fridolin Lohart noch lebte? Oder auch bei dem jähen Aberfall getötet war? So fragte sie sich wohl hundertmal am Tage, und war doch niemand da, der ihr Antwort darauf geben konnte.

Jetzt klangen Pferdehufe im Schloßhof. Aber nur weich und gedämpft durch den Schnee.

Heilwig beugte sich tiefer über den Napf und eine jähe Blut sprang ihr in die weißen Wangen. Da biß sie die Zähne zusammen und sah finster drein. Denn warum war ihr so wunderbar zumute mit einmal?

So froh und weh zugleich, daß sie sich selber nicht kannte?

Ein schwerer, klirrender Schritt kam die Wendeltreppe herauf. Und dann ward die Tür mit hartem Griff aufgestoßen.

Jetzt war aus Heilwigs Angesicht alle Farbe gewichen, aber sie hob den Kopf nicht.

„Na, da sitzt ja das arme Weibsbild und macht ein Gesicht wie Weißbier und Kuhläs. Holla, Frau, laßt doch mal die Hände ruhen und schaut mich an. Bin kein böser Feind, sondern bloß die Brigitte Moensleben, die nach Eurer Wunde schauen will.“

Schon bei den ersten Worten der anderen war Heilwig zusammengefahren und hatte jäh den Kopf gehoben. Nun sanken ihr die Hände mit dem Messer vor stillen Erstaunen müßig in den Schoß. Vor ihr in der Mitte des Gemaches stand breitspurig in hohen Männerstiefeln, die man deutlich unter dem Saum des kurzen Rockes hervorblicken sah, eine breite, stattliche Frauensperson. Oben trug sie eine enganliegende Pelzjacke und auf dem kurzgeschorenen Kopf eine hohe Mütze aus ebensolchem Pelz. Sie warf die biegsame Reitgerte, die sie in der rechten Hand gehalten, auf den groben Holztisch und kam näher an Heilwig heran.

„Nun sagt mir aber zuerst, Frau, wie Ihr heißt und ob Ihr noch arge Schmerzen an Eurer Wunde habt.“

Heilwig hatte sich von ihrem Erstaunen erholt und sah der anderen prüfend ins Gesicht. Das war breit und wohlwollend, und in den kleinen grauen Augen lag eine große Güte. Da faßte sie Vertrauen zu der Fremden.

„Ich heiße Heilwig. Und bin nun seit einigen Tagen außer Bett, dieweil die Wunde und das Fieber besser sind.“

Brigitte Moensleben hatte sich einen Stuhl herangezogen und Heilwig gegenübergesetzt.

„Im — aber verteuflert schlecht seht Ihr noch aus, Heilwig. Gut, daß ich Euch gleich etwas Wein zur Stärkung mitbrachte von Wolde her. Und nun zeigt einmal Eure Schulter. Ich hab auch frisches Linnen zum Verband in der Tasche.“

Sie untersuchte sorgfältig mit kundiger Hand die Wunde.

„Es scheint alles gut verheilt. Die alte Vogtin versteht sich auch auf dergleichen Dinge. Muß aber ein gehöriger Hieb gewesen sein. Doch mein ich, Ihr habt bei

uns in Wolde besseren Aufenthalt als hier. Ihr solltet mit mir herüberkommen zu Frau Gödel.“

Heilwig sah erschrocken aus.

„Bin ich nun allweil eine Gefangene der Malkan? Kann ich nicht heimgehen, sobald ich genug Kräfte habe dazu?“

Brigitte lachte.

„Wir tun Euch nichts zuleide in Wolde. Im Gegenteil, besser und behaglicher hättet Ihr es dort als hier.“ Heilwig atmete schwer.

„Ja, ich will doch aber nimmer Behaglichkeit, ich will Arbeit, so ich nicht heim kann.“

Brigitte wiegte den Kopf mit der spitzen Pelzmütze.

„Es ist ein schlechtes Reisen jetzt für Frauensleute. Erstlich, dieweil es Winter ist und manche Wege unpassierbar sind. Dann ist auch das Land voll Unruhe und Kriegsgeschrei. Noch ziehen die Pommern raubend und brennend durch Mecklenburg. Da könnte es wieder geschehen, daß Euch auf Eurer Fahrt ein unliebsamer Hieb träfe von so einem wilden Gesellen. Auch seid Ihr fürs erste zum Reisen noch viel zu schwach und siech.“

Heilwig senkte den Kopf.

„So bleibe ich hier in Kummerow bei den Vogtleuten, die gut sind zu mir. Hier findet sich alleweil Arbeit, und ich möchte ihnen gerne helfen.“

Brigitte nickte.

„Es soll Euch niemand zwingen, Heilwig. Ihr seid frei und könnt tun und lassen, was Ihr wollt. Arbeit fände sich in Wolde auch. Ihr könnt Frau Gödels Kindlein wiegen, so Ihr Lust habt. Aber da hör' ich Herrn Otto auf dem Hof. Er wird weiblich schelten auf mich, daß ich nicht gewartet hab' auf ihn.“

Indem trat Otto Malkan schon herein.

Er bot den beiden einen kurzen Morgengruß, und sein Gesicht war finster.

„Hab' Euch überall gesucht, Frau Brigitte. Sollt Euch doch das Geleit geben von Wolde bis hierher. Die Zeiten sind unsicher. Leichtlich hättet Ihr einen Unfall haben können auf dem weiten Weg.“

Die Stattliche lachte.

„Macht nimmer solch grimmes Gesicht, Bub. Die Brigitte Moensleben schützt sich schon ganz allein. Zwei Knechte gab mir Herr Berend mit zur Hut. Auch hatt' ich nimmer so viel Zeit, auf Euch zu warten. Wir sind scharf geritten, denn ich muß zur guten Stunde wieder in Wolde sein. Ihr könnt' mir flugs aus meiner Satteltasche den Wein holen, den ich für die sieche Heilwig mitgebracht.“

Da ging er langsam wieder hinaus, um das Gewünschte zu holen.

Brigitte Moensleben sah sich in der niederen Stube um.

„Wann mag der Vogt heimkommen? Soll ihm noch wegen Fischen bestellen aus dem See.“

Heilwig erhob sich mühsam und stellte ihren Rücken auf den Tisch.

„Er ist jußt mit dem Fischerknecht nach unten gegangen.“

gen ans Ufer. Sie wollten etwas ausbessern an den Fischkästen im Rohr.“ Da stand auch Brigitte auf.

„So will ich schnell zu ihm gehen und ihm Bescheid sagen. Hab' nicht lang Zeit zum Warten.“

Heilwig hörte sie schweren Ganges die Stiege hinunterstampfen.

Wie gern wäre sie mitgegangen! Sie hatte so große Sehnsucht jetzt oft nach Schnee und Winterluft, Möwenschrei und Wasserweiten. Aber so oft sie es auch schon versucht hatte, die Kräfte waren doch noch nicht stark genug, die steile Wendeltreppe hinab- und hinaufzusteigen. So konnte sie nur durch das schmale Gitterfenster hinabsehen auf die weite, graue Wasserfläche, die sich dunkel hob von dem weißen Schnee ringsum.

Sie schürte das Feuer im Herd und setzte die Rüben an die Glut. Da warf die Röte der Flammen ein schwaches Licht in ihr weißes Gesicht, daß es rosig überhaucht schien. Und in dem Widerschein leuchteten ihre Flechten wie mattes Gold.

Sie hatte über dem Klappern des Schürhakens die Schritte überhört, die draußen heraufkamen, und das Knarren der Tür.

Jetzt schrak sie zusammen, als sie sich umwandte und Otto von Malkan am Tisch stand, ein Päcklein auf die Holzplatte legend.

Er sah ihr Erschrecken und krauste die Stirn.

„Ich weiß, Heilwig, weshalb Ihr jetzt Furcht habt vor mir. Und Abscheu dazu.“

Er sagte es traurig und setzte sich nieder an den Tisch. Heilwig sah an ihm vorüber durch das kleine Gitterfenster und sagte leise: „Warum habt Ihr mir nicht gleich gesagt, daß Ihr des Verend Malkan Bruder seid?“

Er hob den dunklen Kopf und sah sie an. Und sah ihr schmales, weißes Antlitz im Widerschein des Herdfeuers und ihre stille, herbe Schönheit. Zorn und Weh kämpften in seinem Gesicht.

„Es ist heute auch noch früh genug, Heilwig, daß Ihr es erfahren habt. Wäre es nach mir gegangen, so hättet Ihr es niemals gewußt.“

Jetzt lachte er rauh und bitter auf.

„Dieweil wir Malkane ja Raubritter sind in Eure Augen.“

Er hielt einen Augenblick inne, als warte er darauf, daß sie ihm ins Wort falle und seinen Ausspruch verneine. Aber sie blieb still. Da fuhr er fort, wie im zornigen Selbstgespräch.

„Ihr habt dazumal besser ausgesehen, Heilwig, als ich Euch das erstemal sah in dem Kahn auf der Warnow. Da war viel Kraft und Mut in Euch, und Ihr führtet Segel und Ruder wie ein Mann. Und Eure Wangen waren nimmer so schmal und farblos wie jetzt.“ Er biß sich auf die Unterlippe.

„Und das ist alles kommen durch Schuld der Malkane. Es ist ja klar, daß Ihr sie hassen müßt.“

Er atmete schwer.

Da trat sie leise an den Holztisch und beugte sich ein wenig darüber, mit den Händen Halt suchend an der Platte.

„Ihr irret Euch, Herr Otto, wenn Ihr meint, daß ich damals frisch und stark gewesen. Der Seewind und die scharfe Luft, die meine Wangen färbten und mein Blut schneller kreisen ließen, hatten Euch getäuscht. Es war geradezu jener Stunde meine Seele wehr und zerissen und in großer Not. Darum war ich hinausgeflohen aus der Stadt in Sturm und Regen.“

Sie hielt einen Augenblick inne und stand wie in tiefen Gedanken. Dann drückte sie die beiden schmalen Hände auf ihr Herz und sagte leise: „Und solche Seelennot schafft unjüngliches Weh, Herr Otto. Viel mehr als eine Wunde an der Schulter, und wenn sie noch so tief ist.“

Er hatte sie die ganze Zeit unentwegt angesehen, während sie sprach.

Nun, als sie schwieg, stieß er heiser hervor: „Und wer schuf Euch solche Seelennot, Heilwig? O, wer quälte Euch, daß Ihr so hinausfliehen müßtet in Wind und Sturm?“

Sie fuhr sich über die Stirn, als sei sie erschrocken über ihr vieles Reden.

Und sagte dann hastig — fast scheu: „Niemand hat mich gequält — niemand. So ich in N-? war, so war es ganz allein durch meine eigene Schuld.“

Sie trat vom Tisch zurück und machte sich wieder am Herd zu schaffen. Er sah ihr bekümmert nach.

„Es ist etwas, das Euch niederdrückt, Heilwig, und an Eurer Seele reißt. Wolltet doch Vertrauen haben und es mir sagen. Dieweil ich Euch so gerne helfen möchte.“

Sie hatte ihm den Rücken zugewandt und den Kopf tief gesenkt.

Fortsetzung folgt.

## Das Telegramm.

Skizze von Ernst Zacharias.

Der Ingenieur Erik Sander sah mit seiner jungen Frau beim Mittagessen, als der Postbote ein Telegramm brachte. Sander machte ein ärgerliches Gesicht und brummte: „Kostentlich nicht wieder von Gustav!“ Inzwischen hatte er die Depesche erbrochen, und seine Miene verfinsterte sich noch mehr. „Ahnte ich's doch gleich! Schon wieder die verrückte Aktionärsversammlung! Ja, da bist nun nichts, da muß ich mir den Tag in Berlin um die Ohren schlagen!“ Mißmutig reichte Erik seiner Frau das Papier über den Tisch. Sie las:

Aktionärsversammlung am 26. Erscheinen dringend erforderlich. Gustav.

„Mußt du denn immer dabei sein, Erik? Geht es denn nicht auch einmal ohne dich? Ich finde, diese Versammlungen folgen sehr schnell aufeinander. Erst vor vier Wochen bist du in Berlin gewesen.“

„Du kannst dir denken, daß mir die Sache selber ärgerlich ist und viel lieber bliebe ich ja bei dir, aber es droht eine Zusammenlegung, und da müssen wir auf dem Posten sein, daß wir nicht hinten abrutschen! Ich fürchte nur, daß auch diese Versammlung nicht die letzte sein wird.“

Mit einem Seufzer stand die junge Frau vom Tische auf.

Erik weiste in Berlin. Frau Helene war damit beschäftigt, in ihres Mannes Zimmer Ordnung zu schaffen. Etwas ermüdet ließ sie sich einen Augenblick in dem Schreibstisch nieder. Da fiel ihr Blick wie von ungefähr auf die neue Schreibmappe, die sie ihrem Manne erst kürzlich geschenkt hatte. Auf dem ziemlich ungebrauchten Vöschpapier prangten in der Mitte klar und deutlich Zeilen eines Briefes, der erst in letzter Zeit geschrieben sein konnte.

Frau Helene war eine Epastochter. Darum sprang sie auf, holte ihren Handspiegel herbei und versuchte, die Spiegelschrift auf dem Vöschblatt zu entsiffern, was ihr auch ohne große Mühe gelang. Langsam kam es von ihren Lippen:

Waltershausen, den 24. 9. 1924. Lieber Erik! Sende bitte umgehend das bewußte Telegramm. Es ist Zeit, daß ich wieder ein bißchen Luft schnappe. Auf Wiedersehen im schönen Berlin! Dein Erik.

Und dann quer in einer Ecke: Herrn Gustav Weiland, Berlin C 2, Stralauerstraße 26.

Eine ganze Weile verharrete die junge Frau wie erstarrt in ihrer Stellung. Dann schien es, als wollte der Kopf auf die Tischplatte niedersinken, aber nur einen Augenblick. Frau Helene war eine mehr resolute Natur. Weinen und Jammern lag ihr nicht recht; auch wollte sie aus einem Floß seinen Elefanten machen. Aber heimgahnen wollte sie es ihrem Erik schon! Ja, das wollte sie! —

Drei Wochen waren ins Land gegangen. Nach seiner Rückkehr hatte Erik die reichlich unbequemen Fragen nach dem Ergebnis der Versammlung so gut es ging beantwortet. Nun war wieder alles im alten Geleise.

Wieder sah das Ehepaar beim Essen, als die Post kam. Mit Argusaugen überwachte Frau Helene die eingelaufenen Sachen. Außer einigen Zeitschriften und amtlichen Schriftstücken war ein Privatbrief gekommen. Deutlich erkannte Helene den Poststempel Berlin und den Namen des zuerst geschriebenen Abenders Gustav Weiland. In ihre Augen kam ein ganz eigenartiger Glanz. Dieser erhöhte sich noch, als dem geöffneten Brief ein rotfarbenes Papier entfiel, das sie als ihren eigenen Brief wiedererkannte. Mit einer wahren Wollust genoß sie die folgenden Sekunden. Sie hätte schreien mögen über das Gesicht ihres Mannes, das alles andere als geistreich war. Immer wieder schüttelte er den Kopf, und immer von neuem las er die wenigen, aber sicher inhaltsvollen Zeilen des Freundes. Schließlich griff er wie zögernd nach dem rotfarbenen Bogen, faltete ihn auseinander und las:

„Sehr geehrter Herr Weiland! Senden Sie bitte umgehend das bewußte Telegramm! Es ist Zeit, daß mein Mann und ich wieder ein bißchen Luft schnappen! Auf Wiedersehen im schönen Berlin. Ergebenst Helene Sander.“

Da schob eine Blutwelle in das Gesicht des Mannes, und wie einer, der gehent werden soll, schlug er die Augen zu seinem Weibe auf.

Frau Helene aber, nachdem sie ihren Triumph voll und ganz ausgelöst hatte, sagte: „Du möchtest natürlich wissen, woher ich meine Kenntnisse habe. Das sollst du erfahren, aber erst — zu unserer silbernen Hochzeit. Übrigens, wann fahren wir?“

Erik war noch nicht fähig, eine Antwort zu geben. In seiner Schreibmappe aber lag ein funkelndneues Vöschblatt.

# Lebensvorgänge im Körper.

Von Wolfgang Greizer.

Wenn sich der Brustkorb hebt und senkt; wenn sich ein Muskel strafft und schlafft; wenn sich die Glieder in den Dienst des Willens stellen und dieser Wille in uns Tun und Tat verlangt; wenn unser Körper ruht und rastet und seine Leib- und Geistesleistungen für uns im Reich des Unbewußten liegen; in allem Tun und Lassen walten Kräfte, die unser Leib zu Tätigkeiten zwingen, nachdem sie ihm Betriebsstoff zugesichert, der in ihm „arbeitet“ wie Feuer oder Wärme in den mechanischen Errungenschaften unserer Industrie und Technik.

Denn in jedem Lebewesen ist einer der Hauptvorgänge seines Entstehens und Erhaltens der Vorgang des Verbrennens oder der Oxidation. Der Quellstoff dieser Verbrennung ist die Nahrung. Ihre Wertbestandteile werden zu Blut, das in den engen Haargefäßen selbst die kleinsten Teile des Körpers versorgt. Die Tätigkeit der Lunge verfehlt dieses Blut mit einer reichlichen Menge Sauerstoff und dieser leitet den Verbrennungsvorgang ein. Er „erhitzt“ das zuströmend verbrauchte Blut und gibt dem abströmenden, unterbrauchten die Kräfte mit, die es dazu befähigen, den ganzen Körper so zu erwärmen, daß das Blut die einzige Masse ist, die bei einer Eigenwärme von 30 Grad Reaumur dem Fleischlichen soviel abgeben kann, daß der Körper nicht friert und — gesund dabei bleibt.

Aber nicht nur den Zweck der Erwärmung verfolgt unser Blut. Überall geht mit der Verbrennung der Teile, welche es trinkt, sowie an seiner eigenen Masse zugleich auch ein Verlustleben vor sich, das ersetzt und neu aufgebaut werden will. Jeder Teil unseres Körpers wird gleichsam verbraucht, ebenso sehr in seiner Masse wie in deren Befähigung, Fleisch und Geist zu dienen, und so versorgt das durchströmende Blut diese Verluststellen auch zugleich mit neuen Kräften und Säften. In den Muskeln erzeugt es neue Muskelgewebe; in den Nerven erschließt es neuenerische Kraft, in den Knochen neue Knochenmasse, in den Drüsen und Gefäßen entprechenden Aufbaustoff.

Das gleiche Blut schafft also vielerlei: in den Drüsen Speichel, Magen- und andere Säfte, in den Knochen Gewebe- und Zellensäfte in dem Gehirn, die Denkfähigkeit und Gefäßgefäße, im Muskel Fleisch und Sehne. Selbst die Kraft im Muskel schafft das Blut, das keine Eigenschaft, wie schon erwähnt, eben durch die Verbrennungsvorgänge im Körper erhält. Wie in einer Dampfmaschine, so wirkt auch der Verbrennungsvorgang in uns: der weit größte Teil seiner Kräftezeugung geht in Hitze auf, nur ein kleiner Teil bleibt Kraft (Energie).

Zugleich wirkt unser Blut auch auffaugend. Es entnimmt dem Körper die schlechten Stoffe, gleichsam die verbleibenden Abfallstoffe dieser Verbrennungsercheinung, trägt sie mit sich zur Reinigung fort in die Lungenorgane oder baut sie an anderer Stelle nukbringend und neugründend auf. Wie wir bei dem Brennvorgange der Kohle Gas herstellen und die Nebenerzeugnisse — Schlacke, Teer und ähnliche Restbestandteile — neuaufbauend verwerten können, ebenso trägt das Blut die Kraft in sich, Restteile der körperlichen Verbrennungswirkung aufbauend auszunutzen. Nur das völlig Untaugliche wird ausgeschieden: durch die Lunge als die pflanzlich-begehrte Kohlenäure, durch den Harn als Ammoniak und andere Salze, durch den Darm in stofflichen Restbestandteilen, durch Poren und Ausdünstung in allen den Stoffen, die dem körperlichen Wohlbehagen nützlich sind.

Somit ist der Verbrennungsvorgang in uns eine der wichtigsten Lebenserscheinungen, der wir nicht nur Wert und Beachtung geben sollen, sondern der wir auch in ihrer geregelten Wiederkehr durch eine ebenfalls geregelte und geordnete Nahrungs- und Lebensweise die Grundbedingungen ihrer langlebigen Dauer zu geben berechtigt und verpflichtet sind.

## Die Geschichte des Taschentuchs.

Aber kurz oder lang gehen die Nebelschauer und die Regenböden des Spätherbstes über die Erde, die sich allmählich zum Winter rüht. Und damit tritt ein sehr ungeliebter Gast, der Schnupfen, seine Herrschaft an, und das Taschentuch hat wieder Tag und Nacht Bereitschaft. Jenes Taschentuch, das uns so notwendig erscheint, und dessen Geschichte doch durchaus nicht so alt ist, wie man anzunehmen geneigt wäre. Ein eigentliches Taschentuch war bis in das 16. Jahrhundert hinein nicht bekannt, weil es bis dahin in der Kleidung keine Taschen gab. Man trug das Schweißstuch, den Vorläufer des Taschentuches, im linken Armel. Aber es trugen es nur wenige. Man bediente sich meist des Armels selbst. Vornehmen Damen war es allerdings schon im Mittelalter unerwünscht, die kostbaren Stoffe ihres Armels zum Geschäft der Aalenreinigung zu benutzen. So begegnet man bereits im Inventar der Clemence von Ungarn, die 1328 starb, einem seidenen Taschentuch, Charlotte von Savoyen hinterließ bei ihrem Tode sogar drei Taschentücher mit Gold und Seide gestickt. Taschentücher galten damals als höchster Luxus. In seinem Buche der Höflichkeit von 1545 aber empfiehlt Jean Sulpice bereits eindringlich den Gebrauch des Taschentuches, und Erasmus von Rotterdam macht in seiner „Kinderzucht“ genaue Angaben über den Gebrauch dieses damals noch so ungewohnten Instrumentes. Die „Kinder“, meint er, „dürfen nicht den Schleim in der Nase

behalten, denn das ist schmutzig, und um dieser Unreinlichkeit willen wurde schon Sokrates getadelt. Aber nur Bauern schmeuzen sich in die Nase oder in den Armel. Sich mit der Hand die Nase wischen, ist gar unanständig. Hierlich und fein ist es nur, den Auswurf der Nase mit einem Taschentuch auszufangen, wobei man sich in anständiger Gesellschaft ein wenig wegwendet.“ In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verbreitet sich das Taschentuch in Deutschland immer mehr. Der Name, den man ihm bei uns beilegte, „Fazzoletto“, weist auf italienischen Ursprung hin. Solche Tücher, auch Schnüffelbede genannt, waren aus guten Stoffen verfertigt, mit Stickerei und Spitzenbesatz verziert und an den Ecken mit kleinen Silber- oder Goldquastchen versehen. Man trug sie gewöhnlich in der Hand.

So recht vertraut war man aber mit dem Gebrauch des Taschentuchs auch im 17. Jahrhundert noch nicht. Das zeigen die Regeln, die immer wieder für seine Verwendung gegeben werden. Das zeigt auch der Luxus, den man mit diesen Tüchern trieb. Sie waren mit bunten Perlen besetzt, was für die Nase nicht eben angenehm gewesen sein mag, oder aus den feinsten dünnsten Spitzen. Ein Taschentuch, das der Kavaliere gehört haben soll, wurde in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts für 30 000 Mark verkauft. Ein „Anstandsbuch“ des 17. Jahrhunderts, „Die Gelebe der Galanterie“, schreibt vor, das Taschentuch immer sichtbar zu tragen und, bevor man es benutzt, es auf den Knien auszubreiten, damit nur ja alle Welt auch die Schönheit des Tuches bewundern könne. Andererseits wird eingeklärt, beim Gebrauch nicht wie durch eine Trompete zu schnauben, sich abzuwenden, und das Taschentuch niemand anderem anzubieten. Das Zeremoniell des Niesens verlangt, daß man sich dabei abwendet, das Gesicht mit dem Taschentuch bedeckt und nach dem Schnauben den Anwesenden keine Verbeugung mache. Die deutschen Kleiderordnungen, so etwa die sächsische Kleiderordnung von 1612, traten dem Luxus, der mit Taschentüchern getrieben wurde, sehr energisch entgegen und verboten den Bürgerhänden Schnupftücher mit Perlen und Stickerei. Aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammt eine Schilderung des Schnupftuchs, die in dem „Frauenzimmer-Vexikon“ enthalten ist. Es heißt da über die Taschentücher: „Sind kleine viereckige Tücher von allerhand Sorten Leinwand, auch baumwollenen und seidenen, halbbeidenen und anderen Zeugen geschnitten und umsäumt; sie sind weiß oder bunt, diejenigen Schnupftücher, so das Frauenzimmer zum Staat führt und insgemein an die Seite des Aufstedeckleides zu stecken pfleget, sind insgemein von Caton- oder Keitel-Tuch. Auch mit gestickten oder gestickelten Spitzen umsetzt.“ Immerhin ist aber das Taschentuch erst in der Gegenwart bei uns so heimlich geworden, daß wir seiner nicht mehr entraten könnten.“

## Die Menschen werden immer älter.

(Das durchschnittliche Lebensalter steigt mit den Jahrhunderten.)

Die allgemeine Auffassung, daß es die Menschen in der Gegenwart zu geringerem Alter bringen als ehemals, ist durchaus irrig. Von den mehr oder weniger glaubwürdigen Altersrekorden, die den biblischen Gestalten zugeschrieben werden, soll dabei nicht gesprochen werden. Das durchschnittliche Lebensalter im kaiserlichen Rom war, wie ein französischer Gelehrter im „Matin“ ausführt, nur 18 Jahre. In Frankreich hatte man im Jahre 1789 ein Mittel von 30 Jahren, das sich im Jahre 1800 auf 32, 1850 auf 37, 1880 auf 40 und vor dem Krieg auf 46 Jahre erhöhte. Der Weltkrieg hat alle Statistiken und Durchschnittszahlen über den Haufen geworfen. Um diese Durchschnittszahlen zu gewinnen, muß man die Sterblichkeit in allen Lebensaltern feststellen. Genaue Statistiken der Sterblichkeit, die auf der Begründung des Alters, der Krankheit und des Berufes fußen, kennt man erst seit 50 Jahren. Um eine annähernde Vorstellung zu gewinnen, kann man die Lebensdauer der berühmten Persönlichkeiten zur Grundlage seiner Beobachtungen machen. Man erhält so eine außerordentlich bezeichnende Kurve, die immer höher steigt. War im Mittelalter die mittlere Lebensdauer auf 62 Jahre, im 16. Jahrhundert auf 63½ Jahre, im 17. Jahrhundert auf 64½ Jahre zu veranschlagen, so ist sie in den folgenden Jahrhunderten immer weiter gestiegen und hat im gegenwärtigen Jahrhundert die Zahl 71 erreicht. Diese Feststellungen werden durch die Erfahrungen der Lebensversicherungsanstalten bestätigt. In Frankreich hat man die gleiche Beobachtung gemacht, wo die Wirtshäuser immer geringer werdende Sterblichkeitsziffern aufweisen. Die erwähnten Ziffern aus dem alten Rom sind natürlich vom wissenschaftlichen Standpunkt nicht haltbar; ebensovienig kann die Ziffer von 30 Jahren in Frankreich um das Jahr 1800 glaubhaft erscheinen. Man konnte zu diesen irreführenden Ergebnissen nur gelangen, indem man die Dezimierung der Bevölkerung durch die gewaltigen Kriege als absolute Größen in die Rechnung einstellte. Es ist natürlich nicht abzutreten, daß das Lebensalter des Menschen mit den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft, dem Aufkommen der Hygiene und den sozialen Verbesserungen gestiegen ist. Bezeichnende Beweise liefert auch die Literatur zu diesen Tatsachen. Molière nennt einen Mann von 40 Jahren einen „alten Mann“, und die sog. „Börs nobles“ der mittelalterlichen Komödien und des spanischen Theaters sind gewöhnlich als Herren im ungefähren Alter von 45 Jahren angegeben. Balzac hat in seinem berühmten Roman die Altersbestimmungen der „Frau von 30 Jahren“ geschildert.



## Der unvorhergesehene Gast.

Uns wird geschrieben: Die Gastlichkeit gewinnt wieder an Boden, auch in dem verarmten Deutschland, wo sie eigentlich nie ganz gestorben ist, selbst nicht in den trappigen Jahren der Kriegs- und Nachkriegszeit. Am schlimmsten um Gastlichkeit und Geselligkeit war es bestellt in den Zeiten unserer höchsten Blüte, wo man in gewissen Kreisen kaum noch wußte, zu welchen Formen der Aufmachung für seine Gäste man greifen sollte, damit einem diese überhaupt noch die Ehre des Erscheins antaten! Geselligkeit war das schon nicht mehr. Nur noch ein Zusammentreffen an elegant und raffiniert hergerichteten Buttertruppen. Und trotz dieser Kräfte und dieses Überflusses konnte ein unvorhergesehener Gast, der abnungslos in diese Atmosphäre des Glanzes hineingeriet, eine empfindliche Störung verursachen, sich und die Hausfrau in die größte Verlegenheit bringen, falls er nicht etwa den Takt besaß, sich sofort zu empfehlen. Man hatte ja nicht auf ihn gerechnet, er passte nicht in die vorhergesehene Tischordnung hinein, vielleicht auch nicht zu den anderen Geladenen.

Jedoch in den Kreisen, wo die echte Herzlichkeit und unbefangene Fröhlichkeit walten, wo man nicht so viel Umstände machen kann, weil diese gar nicht zur Haushaltungskasse stimmen würden, wird der oder die Unvorhergesehene eher als angenehme Überraschung empfunden, die ihrerseits noch zur Vermehrung des Behagens und der guten Stimmung beiträgt.

Über bestellt ist es um die echte Geselligkeit, wo man auf Redensarten stößt, wie: „Wir wollten uns gerade zu Tisch setzen, da klingelt es und es kam Besuch, welcher unliebsame Störung!“ Es ist wirklich schon ein hoher Grad von Schwerfälligkeit, wenn man bei einem unerwarteten Besuch nicht zusammenrücken, nicht rasch noch einen Teller oder eine Tasse herbeiholen kann. Wird der unvorhergesehene Gast gewahrt, daß kein Kommen keine Unbequemlichkeit verursacht, so wird er selbst sich rasch behaglich fühlen und das Blauberständchen am Kaffee- oder Abendbrotisch durch nette Unterhaltung würzen helfen.

Es ist tatsächlich nicht immer Mangel an Gastlichkeit, es ist Mangel an Beweglichkeit, wenn man mit unvorhergesehenen Gästen nichts anzufangen weiß. Machen wir es uns doch leicht mit unserer Geselligkeit! Behandeln wir sie nicht wie eine Aufgabe, die im Schweiße unseres Antlitzes und mit viel Unkosten heruntergearbeitet sein will. Die Aufgabe löst sich ganz von selbst, wenn man sie nicht zu schwer nimmt. In einem Haushalt, in welchem es im allgemeinen ordentlich zugeht, bedarf es keiner großen Scheuer- und Puskerei, wenn einmal ein paar Menschen zu einer Tasse Tee erwartet werden. Wer von der Furcht des Beredewerdens nicht loskommen kann, der besitzt keine innerliche Freiheit, hat kein Talent zur Freude und wählt dementsprechend auch seinen Bekannten- und Familienkreis nach seinem eigenen engen Gesichtspunkt aus. Er verliert allerdings auch sofort den Überblick, wenn unerwartet jemand erscheint und der Anschluß mit den bereits Anwesenden hergestellt werden soll.

Aber gerade in diesem unerwarteten Kommen liegt der Geselligkeit höchste Reiz. Für Tausende von Familien ist es noch nicht angängig, häufig Einladungen zu verschieben. Aber wer zufällig am Sonntagnachmittag oder auch an einem anderen Tage zur Kaffee- oder Teestunde vorpricht, der sei willkommen. Man weiß, daß der unvorhergesehene, aber deswegen nicht minder herzlich begrüßte Gast keine Ansprüche stellt und man sich ihm gegenüber mit der Bewirtung keinen Zwang aufzulegen braucht. Dr. Ella Menich.

## Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau.

Die Ansicht, daß Frauen wegen geringerer körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit zum Innendienst in Haus und Familie prädestiniert seien, kann nicht als allgemein gültig hingestellt werden. Es handelt sich bei der Arbeitsteilung, wie die Geschichte der verschiedenen Völker zeigt, vielmehr um eine Art Nachfrage. Im alten Ägypten gab es zum Beispiel eine Zeit, wo Frauen alle Verrichtungen ausführten, welche in anderen Ländern den Männern zukamen. Damals mußten letztere zu Hause hocken und tateten „weibliche“ Arbeit. Auch bei den Kamtschadalen war das weibliche Geschlecht lange Zeit dominant. Damals lockten, wuschen und nähten die Männer und durften sich ohne Erlaubnis ihrer Frau nicht von Hause entfernen. Ähnliches wird von den Lappen, den Drombics, den Wateitas und anderen afrikanischen Stämmen erzählt. Bei solcher Arbeitsteilung verwißt sich der äußere Charakter mehr und mehr: die Frauen leben „männlich“ aus, die Männer werden äußerlich frauenhafter. Am Spinnraden verweicht Körper und Geist; im Außendienst werden beide stärker. Die Spaztanerinnen waren zur Zeit der weiblichen Dominanz so kräftig, daß sie „mit bloßer Faust Stiere händigten“. Die

Kavalerinnen jener Zeit wurden von den Nachbarvölkern die „Löwen vom Nil“ genannt. Es heißt, daß sie auf diesen Namen ebenso stolz gewesen sind wie Männer späterer Jahrhunderte auf den Titel „Salonlöwen“.

## Die praktische Hausfrau.

**Temperaturwechsel im Krankenzimmer** muß möglichst vermieden werden. Es soll eine gleichmäßige Temperatur von 18 Grad Celsius im Krankenzimmer herrschen (bei selbstverständlich stets unverbrauchter, reiner Luft. Das Lüften muß mit ganz besonderer Sorgfalt, ohne Zug zu erregen, geschehen.) Wenn jedoch ein Genesender zum erstenmal das Bett verläßt, ist es erforderlich, etwas kräftiger einzubeizen. In diesem Fall soll ruhig eine Temperatur von 20 Grad Celsius sein, da sich der Kranke meist wenig Bewegung machen kann. Man beize mit hartem, trockenem Holz. (Eiche, Buche, Birke.) Kohlen verursachen zuviel Staub und schädlichen Dunst.

**Loder gewordene Messer- und Gabelgriffe** befestigt man auf folgende Weise: Man erwärmt den Griff über einer kleinen Gas- oder Spirituslampe und zieht das lodere Heft heraus. Sodann erhitzt man Kolophonium in einem Gießlöffel vorsichtig und giest es mit der nötigen Umsicht in den hohlen Griff, steckt nun das erwärmte Heft wieder hinein und lasse es erkalten. Sehr rasch ist die Masse starr geworden, und man entfernt das herausgedrungene, überschüssige Kolophonium durch Abkratzen mit einem Messer.

**Wie unterscheidet man Leinwand von Baumwolle?** Reibt man mit Olivenöl diese Stoffe ein, so wird Leinen durchscheinend wie Ölpapier, während Baumwolle weiß und dicht bleibt. — Bereitet man eine Lösung von Zuder und Kochsalz mit Wasser und taucht die Stoffe hinein, läßt sie dann trocknen und dann langsam verbrennen, so hinterläßt der Leinwandfaden eine graue Kohle, während der Baumwollfaden eine schwarze Kohle zurückläßt. Zu beachten ist auch, daß Leinwand entweder gar nicht oder nur schwer reißt und eine Risfläche bildet, bei der die Fäden, wenn man sie gegen das Licht hält, immer ungleichmäßig sind, während Baumwollstoff stets leicht und glatt abreißt.

**Obstflecke aus weißem Zeug zu tilgen.** Man besudelt die fleckige Stelle und hält sie über Schwefeldampf, wozu man einfach ein Stückchen Schwefelbrenner oder ein Schwefelstreichholz anzuzünden und (in vorsichtiger Entfernung!) darunter zu halten braucht. Bei farbigen Stoffen ist dies Verfahren nicht anzuwenden, denn die Farbe würde durch die Schwefeldämpfe ausgehen.

**Fensterleder, das hart bzw. schmutzig geworden ist,** wird wieder geschmeidig und rein, wenn man es 24 Stunden lang gut eingeleist liegen läßt und dann in lauem Wasser, welchem etwas Salmiakgeist beigelegt ist, auswäscht.

**Reffelstein, d. h. die harte Masse, welche sich vom Wasser am Boden der Töpfe, Wasserschiffchen usw. ansetzt,** kann man verhindern bzw. entfernen, wenn man in dem betreffenden Gefäß Essig aufkochen läßt.

## Neue Bücher.

**Die Frauenbewegung in ihren gegenwärtigen Problemen.** Dr. Helene Lange. Wissenschaft und Bildung Nr. 27. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Die unermüdlische Vorkämpferin in der Frauenbewegung läßt die längst erwartete neue Auflage ihres einzigartigen Buches zu einem Zeitpunkt erscheinen, an dem die Frauenbewegung mit Genugtuung auf das bereits Erreichte zurückblicken kann. Der Krieg hat zum ersten Male die Frauen vor die Notwendigkeit gestellt, in alle Berufe einzubringen. Die Revolution hat ihnen das Wahlrecht gebracht. Dementsprechend ist die neue Auflage des vorliegenden Wertes völlig umgearbeitet. Alle Fragen und auf den gegenwärtigen Stand gebracht, über die wirtschaftlichen Ursachen, die geistigen Triebkräfte der Frauenbewegung, die Probleme der Frauenbildung, über die Stellung der Frauenbewegung zu Ehe und Familie, kurz, über den ganzen Umfang des ungemessen vielseitigen Problems gibt die Verfasserin, fern von Einseitigkeit und Übertreibung, erschöpfende Auskunft.

**„Der Körper deines Kindes.“** Treibt Leibesübungen mit euren Kindern! Jede Mutter kann es — ohne Kosten — wenn sie das im Stuttgarter Verlag Dief u. Co. soeben erschienene Buch „Der Körper deines Kindes“ in seiner in Wort und Bild gegebenen Anleitung zu Rate zieht. Es enthält Leibesübungen für Kinder in Heim und Schule, für die Hand der Eltern, Lehrenden und aller Kinderfreunde und hat die bekannte Alice Bloch, Leiterin des Stuttgarter gymn.-orthopädischen Instituts zur Verfasserin. Jede Mutter sieht daraus, wie der Kindeskörper gestärkt wird, und darüber hinaus wird jeder Freund gelunder Leibesübungen und der Volksgesundheit seine beste Freude an diesem Einblick in das Reich wahren Kinderalters haben.